

liegt in dem alten Aberglauben der Provence, daß alle Ehen, die in dem der heil. Jungfrau geweihten Monat Mai eingegangen werden, kinderlos bleiben.

**Zu der Antwerpener Vergiftungsge-
schichte** wird jetzt gemeldet, daß die Leiche des vor zwei Jahren plötzlich verstorbenen Herrn Van den Kerckhove, Onkels der Frau Jomaur, schon zum zweiten Male ausgegraben worden ist; das erste Mal hat nur eine teilweise Durch-
suchung nach Gift stattgefunden. Ein Ergebnis der Untersuchung ist noch nicht bekannt. Weiter vermehren sich die Beweise dafür, daß das Ehe-
paar Jomaur in steter Geldverlegenheit gewesen ist, die sich namentlich in der letzten Zeit zu einer argen Bedrängung seitens der Gläubiger ge-
steigert hat. Noch kurz vor dem plötzlichen Tode ihres Bruders hat Frau Jomaur ihren dringlichsten Gläubigern die bestimmtesten Zu-
sicherungen gemacht, daß sie bald in den Besitz großer Summen kommen werde. Die stete Geld-
verlegenheit hat das Ehepaar nicht verhindert, in
luxuriösester Weise zu leben, sowie alljährlich einen Erholungsurlaub in Monte Carlo zu nehmen und dort zu spielen. Noch etwas
anderes hat die Untersuchung ergeben. Frau
Jomaur hat bekanntlich am 5. März, am Tage
vor dem plötzlichen Tode ihres Bruders, Mor-
phinium gekauft. Sie erklärte auf Vorhalt, sie
habe es für ihre Schwester Emilie, die in Gent
wohnt, gekauft. Diese Emilie, die gleichzeitig in
Gent verhaftet wurde, erklärte, ihre Schwester
habe nie Morphinium für sie gekauft. Einige
Stunden später schrieb Emilie einen Brief an
den Untersuchungsrichter, in dem sie ihre erste
Aussage widerrief und erklärte, daß ihre Schwester
am 5. März in ihrem Auftrag Morphinium ge-
kauft habe. Die Justiz hat nun aber Anhalts-
punkte dafür, daß diese veränderte Aussage dar-
auf zurückzuführen ist, daß es einer Verwandten
gelungen ist, die Aussage der Frau Jomaur so-
fort an ihre Schwester zu melden, worauf diese
sich beeilt hat, ihre Aussage zu berichtigen, um
sie mit derjenigen ihrer Schwester in Ueber-
einstimmung zu bringen.

Allgemeine Senfation erregt in Amsterdam
ein am 5. d. verübter doppelter Eisenbahnraub.
Der Arzt Lencate und dessen Schwester wurden
in einem Eisenbahnwagen in der Station Hen-
gerloo ermordet aufgefunden. Man vermutet
einen Raub. Der Thäter ist entflohen.

Eine Feuersbrunst ist in der großen
Schmiedewerkstatt von Arnott u. Komp. in
Dublin ausgebrochen. 300 Angestellte schliefen
im Hause, die sich nur mit knapper Not retten
konnten. Die Flammen machten rasche Fort-
schritte und obgleich die Feuerwehre zeitig er-
schien, sah man doch bald ein, daß das Gebäude mit
seinem wertvollen Inhalt nicht zu retten war.
Eine Gasexplosion brachte die Mauern zum Ein-
sturz. Bald fingen die anstehenden Häuser
Feuer, und auch sie wurden trotz aller Anstren-
gungen der Feuerwehre, sie zu retten, eingeäschert.
Das Militär wahrte die Ordnung und half der
Feuerwehre. Der Brand ist der größte, der in
Dublin seit vielen Jahren vorgekommen ist. Der
Schaden wird auf zwei Mill. Mark geschätzt.
Ein alter Mann, ein Angestellter der Firma,
wird vermißt.

Die Cholera. Unter den Mannschaften
des russischen zweiten Schützenregiments in
Ploest sind mehrere Erkrankungen an asiatischer
Cholera, darunter einige mit tödlichem Ausgange,
vorgekommen. Während des Monats April
wurden in den Gouvernements Ploest, Rowno
und Madom amtlidherseits 115 Erkrankungen
und 49 Todesfälle an asiatischer Cholera fest-
gestellt.

Ueber eine merkwürdige Vergiftung
mit Cantharidin, dem wirksamen Stoff aus den
„spanischen Fliegen“, berichtet ein Militärarzt
aus Alger. Eines Tages kamen gleichzeitig eine
größere Anzahl von Soldaten zur Behandlung,
die an Abgeschlagenheit, Schwäche u. litten.
Als der Arzt der Ursache dieses dunklen Leidens
nachging, ließ sich zunächst feststellen, daß nur
solche Soldaten davon befallen wurden, die als
besondere Kost Früchte gegessen hatten, die sie in
einem nahen Fluße gefangen. Wie nun weiter
zu ermitteln war, hatten sich diese Früchte von
einer dort massenhaft vorkommenden Fliegenart

ernährt, die den echten spanischen Fliegen nahe
verwandt, somit auch cantharidinhaltig sind. Als
diese gefährliche Beifrost verboten wurde, genasen
die erkrankten Soldaten sehr rasch.

Gerichtshalle.

Bern. Der Sekretär der Bernischen
Arbeiter-Organisation, Wostli, wurde wegen
Anstiftung zum Berner Kravall vom Juni v.
zu 11 Monat Gefängnis verurteilt.

Das Radfahren.

Jugend- und Volksspiele sind in den letzten
Jahren in Deutschland im Aufschwung begriffen.
Man erkennt den gesundheitlichen Wert der kör-
perlichen Übungen immer mehr an, und sowohl
Arzt wie Lehrer sind bemüht, die Volksspiele
in immer weitere Kreise zu verbreiten. Zum
Teil mit Erfolg. Jedoch kann von einer
einigermaßen befriedigenden Verbreitung und
Handhabung der Volksspiele noch keine Rede sein.
Es wird, hofft der Verfasser, den Lesern
des Blattes angenehm sein, wenn ich auf den ge-
sundheitlichen Wert eines Sports aufmerksam
mache, der schon ziemlich stark verbreitet ist: auf
den Wert des Radfahrens, besonders weil manches
Vorurteil noch gegen dasselbe besteht.

Das „Stahtrah“, anfangs ungelent
und schwer, ist in den letzten Jahren ganz bedeutend
vervollkommen worden. Der Radfahr-Sport
hat einen ungeheuren Aufschwung genommen;
er ist nicht mehr das Vorrecht einzelner wenigen
Gelehrten, er ist bereits ins Volk gedrungen. In
„Schreden erregender Weise“ vermehren sich die
Radfahrer und „belästigen“ überall die Fuß-
gänger, hört und liest man sehr oft, und danach
sollte man meinen, ein ordentlicher Mensch würde
sich nicht mehr auf das Stahtrah setzen. Die
Klagen des Publikums haben ihren Grund viel-
fach in dem Ungeübten und Neuen: es kommt
ihm sonderbar vor, auf den Radfahrer Rücksicht
nehmen zu sollen. Mit der Zeit gewöhnt sich
das Publikum sehr gut an das Radfahren, und
die meisten Klagen werden vollständig ver-
stummen.

Der Radfahr-Sport hat in gesundheitlicher
Beziehung keine volle Berechtigung. Die Turn-
stunden der meisten Elementarschulen und höheren
Lehranstalten, die vielfach in geschlossenen
Räumen abgehalten werden, reichen nicht aus
zur kräftigen Entwidlung des menschlichen
Körpers. Auch die Turnvereine können eine all-
seitige Kräftigung des Körpers nicht erzielen,
weil von den einzelnen nur eine geringe Zeit
auf das Turnen verwandt wird; und wie wenige
Mitglieder im Verhältnis zur Bevölkerung diesen
Vereinen angehören, weiß jeder. Worauf es bei
der heranwachsenden Jugend hauptsächlich an-
kommt: für die kräftigste Ausbildung der Lungen
und des Herzens, für die Förderung des Stoff-
wechsels, leidet der Turnunterricht, wie er ge-
wöhnlich betrieben wird, nicht Geringes.
Dazu müssen, wie das allerdings stellenweise
gelingt, Lauspiele, Fangspiele, Ballwerfen u.
hinzukommen. Durch die Entwidlung mancher
unserer Großstädte, in denen alle freien, großen
Plätze zu Anlagen und Anpflanzungen benutzt
werden, die besser als Turnplätze für die
Jugend dienen, und die jetzt der Fuß keines
Kindes betreten darf, ist dem Drange der Jugend
nach Spiel und Lauf, nach Ringen und Springen
sichtlich ein Ziel gesetzt worden.

Der Körper der Kinder zeigt vom 9. bis
13. Lebensjahre eine stark verzögerte Entwid-
lung. Mit dem 14. Lebensjahre beginnt der
Körper sich sehr schnell zu entwickeln, sowohl in
Hinsicht auf seine Länge, als auch auf sein
Körpergewicht. Im 15. und 16. Lebensjahre
erreicht der Fortgang des Längenwachstums
seinen stärksten Grad, um mit dem 18. Lebens-
jahre ungleichmäßig zu sein. Von da an
überwiegt die Gewichtszunahme das Längen-
wachstum. Es liegt auf der Hand, daß gerade
in diesen Jahren der körperlichen Entwidlung
eine vollständige Ausbildung aller Organe von
der allergrößten Wichtigkeit ist. Leicht verständ-
lich ist es, daß mit der Entwidlung des Körpers
auch zu gleicher Zeit die Stärkung des Körpers
am leichtesten zu erreichen ist. Ist die Entwid-
lung des menschlichen Körpers einmal abge-

schlossen, so ist die Stärkung und Kräftigung
beizubehalten mit bedeutend mehr Schwierigkeiten
verbunden.

Für die heranwachsende Jugend ist die Aus-
bildung der Lungen und des Herzens, die Ver-
mehrung des Stoffwechsels zum Aufbau des
ganzen Körpers von der größten Bedeutung.

Im Zustande der körperlichen Ruhe wird das
Atmungsgeheim nur von einem Teile der Lungen
befragt, das Herz arbeitet nur mit einer geringen
Kraft, zugleich geht auch der Stoffwechsel im mensch-
lichen Körper nur langsam vor sich. Bleibt dieser
Zustand der Lungen-Inaktivität längere Zeit
bestehen, so büßen die Lungen an ihrer Aus-
dehnungsfähigkeit ein. Wird das Herz nicht zeit-
weise kräftig angestrengt, so wird der Herz-
muskel schwach und in größeren Anstrengungen
nicht mehr gewachsen. Ist der Stoffwechsel im
Körper andauernd ein nur geringer, so können
sämtliche Organe des Körpers in ihrer Ausbil-
dung unter der Norm zurückbleiben. Aus einem
solchen Zustande entwickeln sich langsam aber
sicher verschiedene Schwachheitszustände, schlechte
Haltung, blaßes Aussehen, Unlust zu jeder Arbeit,
und der ganze Körper ist für jede Art der Er-
starrung leicht empfänglich.

Die Lebensweise ist für sehr viele Menschen
gleichsam dazu geschaffen, die Tätigkeit der
Lungen und des Herzens herabzusetzen und die
oben geschilderten Zustände zu erzeugen. Mit
dem 14. Lebensjahre treten viele in ein Geschäft
und sind gezwungen, den ganzen Tag sitzend und
im geschlossenen Räume zu arbeiten; es bleibt
ihnen nur wenig freie Zeit, um sich im Freien
zu bewegen. Vielfach ist der Körper auch von
der Arbeit so ermüdet, daß er keine Bewegung
im Freien sucht, sondern Ruhe verlangt, um für
den folgenden Tag den gestellten Anforderungen
gewachsen zu sein. Der Schüler höherer Lehr-
anstalten verbringt ebenfalls den größten Teil
des Tages im geschlossenen Räume, und wenn
zur Erholung Spaziergänge gemacht werden, so
fehlt oft die Zeit, dieselben so weit auszudehnen,
daß die Lungen und das Herz ordentlich ange-
strengt werden. Die Folge des ruhigen Dahin-
lebens ist eine stetig größer werdende und leichter
eintretende Ermüdung des Körpers; das Be-
dürfnis nach Ruhe wird immer heftiger, die Luft
zur körperlichen Bewegung und Arbeit immer
geringer. Das Radfahren ist in stände, die ge-
wünschte Arbeit der Lungen und des Herzens
auszuführen, es wirkt auf den Stoffwechsel in
günstigster Weise ein und, vernünftig betrieben,
wird es zu keinerlei Schaden führen. Ver-
schiedene Spiele können denselben Erfolg erzielen,
aber von allen Spielen hat keines den eigen-
tümlichen Reiz, den das Radfahren mit sich
bringt. Das Bewußtsein, in kurzer Zeit ohne
zu große Anstrengung ganz bedeutende Wege-
strecken bewältigen zu können, ist für jeden Rad-
fahrer ein wohlthuendes Gefühl, das sich nur
vergleichen läßt mit der Freude, die ein jeder
nach einer beendeten größeren Arbeit empfindet.

Schon beim mäßig schnellen Fahren — ein
Kilometer in vier Minuten — stellt sich bei dem
Radfahrer eine tiefere Atmung und ein schnellerer
Herzschlag ein. Beim Dauerfahren wird die
Atmung nicht allein tiefer, sondern auch schneller;
der Puls steigt bis zu hundert Schlägen in der Minute.
Die andauernd tiefe Atmung, der kräftige und
schnelle Herzschlag ist zur Stärkung der Lungen
und des Herzens unbedingt notwendig. Es ver-
steht sich von selbst, daß eine Ueberanstrengung
nicht zu lange anhalten darf. Der jugendliche
Körper erholt sich von einer Ueberanstrengung
merklich schneller; schon nach wenigen Minuten
der Ruhe ist der Puls regelmäßig, die Atmung
normal. Ältere Leute bedürfen längerer Zeit
zur Erholung.

Durch den schnelleren Blutkreislauf, die voll-
ständige Ausdehnung der Lungen und Füllung
derselben mit frischer Luft werden einerseits ver-
brauchte Bestandteile aus dem Körper schneller
herausbefördert, andererseits verbindet sich der
Sauerstoff der frischen Luft rascher mit dem Blut
und befähigt es, den Ernährungs-Prozess im
Körper zu beschleunigen. Der Appetit hebt sich,
die Kräftigung des ganzen Körpers zeigt sich
gar bald in dem ausgezeichneten Allgemein-
befinden des Radfahrers, der Strecken bis zu
100 Kilometer ohne besondere Ermüdung zurück-
legt. Nicht allein die Körperkräfte werden durch

das Radfahren gehoben, auch der Lebensmut er-
höht, der Arbeitsinn vermehrt.

Keine Arbeit greift den Körper mehr und
nachhaltiger an, als die geistige. Für den
Studierenden, für den Gelehrten ist daher eine
Entlastung und Erholung des Geistes ganz be-
sonders notwendig. Diese wird am besten er-
zielt durch jede körperliche Bewegung, die den
Stoffwechsel im Körper befördert, die in den an-
gestrengten Organen verbrauchten Bestandteile
entfernt und ihnen neues Nahrungsmaterial zu-
führt. Ich will nun durchaus nicht sagen, daß
gleich jeder, der einen wissenschaftlichen Beruf
hat, sich aufs Rad setzen soll, um dadurch Er-
holung zu finden. Aber dem Vorurteil, das
gegen das Radfahren in manchen gebildeten
Kreisen besteht, muß ich entgegen treten. Wer
seinen Körper und sein Gehirn nicht regelmäßig
und zeitweise über die Norm anstrengt, wird
bald merken, daß die Elastizität sowohl des
Körpers als des Geistes abnimmt. Jedes
körperliche Organ bleibt nicht ohne weiteres im
Vollbesitze seiner Kraft; es verliert an Wert,
wenn es seine Kraft nicht äußern kann. Es
muß aber dafür gesorgt werden, daß das Gehirn
durch körperliche Arbeit entlastet und gekräftigt wird.
Wer viel geistig arbeitet, muß auch viel körper-
liche Bewegung haben.

Im praktischen Leben ist der Nutzen des
Rades nicht zu verkennen. Mancher Arzt auf
dem Lande benutzt es täglich zum Besuch seiner
Kranken. Er spart dadurch an Kosten und ge-
winnt an Zeit. Der Kaufmann, der mit aus-
wärtigen Kunden arbeitet, kann dieselben leicht
besuchen. Mancher Beamte, mancher Aufseher be-
dient sich des Rades mit großem Nutzen.
(Köln. Volks-Ztg.)

Aus Paris.

Anlässlich der Carpeaux-Ausstellung, die gegen-
wärtig in Paris das künstlerische Ereignis des
Tages ist, werden eine Menge mehr oder minder
gute Anekdoten über den Künstler bekannt, von
denen folgende wohl mit die beste ist: Nachdem
Carpeaux die Hofe der Kaiserin Eugenie vollendet
hatte, was bei den Launen der Kaiserin wahr-
scheinlich keine leichte Arbeit gewesen war, gönnte
sich Carpeaux einige Wochen Ruhe und blieb
dem Hofe fern. Kaiser Napoleon jedoch, der
den Künstler gern sah, ließ denselben endlich
rufen und zog ihn bei dem großen Tuilleries-
festen beiseite, um sich eine Stunde gemütlich mit
ihm zu unterhalten. Selbstverständlich verzehrte
der Reich die anderen Künstler förmlich, und als
Carpeaux wieder lächelnd in den Saal trat, be-
stimmten sie ihn, ihnen zu sagen, was der Kaiser
gesagt, was er von ihm gewollt habe. „Kinder“,
sagte Carpeaux und nahm die „lieben Kollegen“
geheimnisvoll beiseite, „wenn ihr mir euer Ehren-
wort geben wollt, es keinem Menschen zu sagen,
dann will ich es euch mitteilen. Aber Discretion,
Freunde, Discretion!“ Feierlich wurde ver-
sprachen, das Geheimnis zu hüten. „Nun denn,
Kinder... der Kaiser hat mich angepöppelt.“
„An... ge...“ stammelten die anderen.
„Angepöppelt“, wiederholte Carpeaux mit Seelen-
ruhe. „Na, und da ich nicht mehr bei mir hatte
als fünfzehn Frank, habe ich brüderlich mit ihm
geteilt.“ — Am nächsten Tage besuchte Kaiser
Napoleon das Atelier des Künstlers. Er besah
sich alles und äußerte sein lebhaftes Wohl-
gefallen. Plötzlich beim Weggehen blieb er
stehen: „A propos, lieber Carpeaux“, sagte er,
„heute bin ich bei Kaffe, da haben Sie Ihre
7 Frank 50 zurück.“ — „Majestät“, stammelte
dann der Künstler, „ein schlechter Scherz.“ —
„Schlecht?“ entgegnete der Kaiser, „nein, ich
und Eugenie haben viel darüber gelacht, aber
ein nächstes Mal, lieber Carpeaux — ich spreche
in Ihrem Interesse — pumpen Sie mir ein
bißchen mehr.“

Guntes Allerlei.

Darum. Lieschen: „Ach, Onkel, ich hab'
dich zu lieb!“ — „Wirklich, mein Engel?“ —
„Ja, wenn du kommst, gib's immer Kompost!“
Das Alter eines Hundes zu bestimmen.
„Woran bestimmst du das Alter eines Hundes?“
— „An den Zähnen.“ — „Ein Hund hat doch
keine Zähne!“ — „Aber ich.“

anken gefast gehabt. Er äußerte indessen zurück-
haltend nur: „Es ist möglich.“

Da im Schlafzimmer weiter keine Anhalts-
punkte zu finden waren, so kehrte man in das
mittlere Zimmer zurück, in welchem der größte Teil
der auf Pfand gegebenen Zeitschriften aufbewahrt
war. Die Bände waren mit hohen und breiten
Regalen besetzt, die in Fächer eingeteilt waren.
In den Fächern lagen zahlreiche kleine, sorgfältig
numerierte Pakete, die nach einer bestimmten
Ordnung aneinandergereiht waren. Einige davon
waren durchsucht; und zwar wurden hier Uhren
und andere Goldsachen aufbewahrt. Von
mehreren Päckchen hatte der Mörder das Papier
abgerissen und das Pfand genauer untersucht.
Doch schien er sich von diesen Sachen nichts an-
zueignen zu haben.

Der Kriminalbeamte, der mit dem Staats-
anwalt diese durchsuchten Fächer genau besichtigt
hatte, lächelte verständnisvoll. „Hier“, Herr
Staatsanwalt“, sagte er, „liegt die Sache, wie
ich denke, ganz klar. Der Mörder hat dem
Alten einen Wertgegenstand in Verpfand gebracht,
vielleicht eine Uhr oder dergleichen. Er hat da-
bei gesehen, wo der Alte sein Geld aufzu-
bewahren pflegte und er hat den Plan
gefaßt, zu stehlen. Als er dann durch einen
unglücklichen Zufall zum Mörder geworden war,
hat er wohl im ersten Augenblick, um alle Spuren
seiner That zu verbergen, nach dem Verpfand-
stück gesucht, das von ihm herrührt. Aber es wird
ihm bald der Gedanke gekommen sein, daß er
gerade dadurch, daß er dieses Verpfandstück ent-
fernte, sich verdächtig machen würde, und so hat

er alle diese Sachen schließlich liegen lassen.
Inmerhin, aller Wahrscheinlichkeit nach ist der
Mörder einer von denjenigen Personen, denen
diese Sachen gehören.“

„Vielleicht“, erwiderte der Staatsanwalt,
„daß doch eins oder das andere Stück fehlt.“
Wir werden das später jedenfalls nach den
Büchern noch genauer untersuchen.“

Der Staatsanwalt ging in das erste Zimmer
zurück. Der Tote lag noch immer am Boden,
mit dem Gesicht nach oben, in seiner fahlen
Farbe, von dem grauweißen struppigen Haar
umgeben, einen schrecklichen und beängstigenden
Eindruck machte. Die Hände waren trampfhaft
zusammengedrückt, doch waren sie leer; kein Stük-
chen Zeug, das sie etwa in Todeskampfe dem
Mörder vom Leibe gerissen hatten, keine Spur,
die auf eine bestimmte Fährte führen konnte.

„Rehren Sie den Toten um, wie er ursprüng-
lich gelegen“, sagte der Staatsanwalt, „Viel-
leicht, daß wir da etwas finden.“
Der Kriminalkommissar that nach seinem Ge-
heiß. Doch auch hier kein bestimmtes Merk-
mal; nur daß das braune wollene Hemd, das
der Tote an hatte, fast über den ganzen Rücken
hin weiß gefärbt war wie von dem Saft einer
Wand. „Was ist das?“ fragte der Staats-
anwalt. Und abermals durchfuhr es ihn von
oben bis unten, als ob etwas Furchtbares, Un-
heimliches ihn bedrohte.

„O“, sagte der Beamte, „die Erklärung hier-
für ist doch leicht. Der Tote hatte eben in der
Dunkelheit mit dem Mörder gerungen und da
mag er von ihm gegen die Wand gedrückt worden
sein. Die Wand ist weiß getüncht und hat

abgefärbt und dies hier sind die Spuren
davon.“

„Ja, ja“, meinte der Staatsanwalt nach-
denklich, indem er sich gewaltsam beherrschte.
Der Kriminalbeamte war aufgestanden und
suchte an der Wand.

„Hier kann man es übrigens deutlich sehen“,
sagte er dann. „Hier ist eine Stelle, von der
der Anstrich gewischt ist. Offenbar ist es hier
gewesen, wo der Alte gegen die Wand ge-
drückt wurde. Auch die Höhe paßt zu seiner
Größe.“

Der Staatsanwalt stand da, in Gedanken
verloren und schien weder zu hören noch zu sehen.
Der Kriminalbeamte indessen verfolgte die Fährte
weiter.

„Wie?“ meinte er, halb zu sich selbst, „wenn
nun auch der andere eine solche Spur aufzuweisen
hätte? Die Wand färbt leicht ab, man braucht
nur ein bißchen daran zu wischen, um Saft an
den Händen zu haben. Vielleicht wäre da ein
Zeichen.“

Er suchte indessen umsonst. Offenbar war
der Mörder der Stärkere von den beiden ge-
wesen. Er hatte den Alten hin und her gezerrt,
bis er ihn endlich mit dem Gesicht auf die Erde
niederdrückte und ihm mit seiner Waffe den
Schädel einschlug. Aber er war nicht weiter
mit der Wand in Berührung gekommen. Wenig-
stens war keine weitere Stelle zu entdecken.

„Aber vielleicht, als er sich unter den Klei-
dern versteckte?“ fuhr der Beamte in seinem
Selbstgespräch fort; und er begann sogleich die
Sachen, die einen Teil der Wand bedeckten, ab-
zunehmen.

Dann rief er plötzlich wie triumphierend:
„Hier haben wir's, Herr Staatsanwalt!
Hier hat der Mörder gestanden. Es ist ganz
deutlich zu sehen. Hier hatte er sich verborgen,
als der Alte aus seinem Zimmer kam, um nach
dem Geräusch zu forschen, das er gehört hatte.
Sehen Sie hier, wie er sich in seiner Aufregung
nicht an die Wand gedrängt hat, um sich zu
verbergen. Als ob er hineinfrischen wollte. Er
muß die halbe Wand auf dem Rücken gehabt
haben. Und vielleicht ist hier ein Beweis. Denn
es sieht mir nicht so aus, als ob der Mörder
so viel Besonnenheit gehabt hätte, sich wieder zu
reinigen. Hier wenigstens hat er keine Bürste
oder dergleichen gebraucht.“

Der Staatsanwalt hielt sich mit übernatür-
licher Kraft aufrecht. O diese schrecklichen Ge-
danken, die ihn quälten und verfolgten, die hinter
ihm drein und wie ein wildes Rudel von Wölfen
und ihn zu zerreißen drohen. Aber er will sich
bagegen wehren, mit aller Gewalt will er sich
bagegen wehren und sie von sich abschütteln.
Nein, es darf nicht sein! Es ist schon ein Ver-
brechen, das nur zu denken.

Gerade und fest steht er da. Was immer
in seinem Innern vorgeht, kein Mensch soll es
wissen. Er ist der Diener der ehernen Gerech-
tigkeit und er wird seines Amtes walten. Die
Pflicht, das ist der einzige Weg, den es für ihn
gibt, und er wird diesen Weg nicht verlassen.

So tritt er denn heran und betrachtet gleich-
falls diesen deutlich sichtbaren Fleck an der
Wand, von dem der Kalküberzug abgewischt ist.

(Fortsetzung folgt.)